

Aber es wird uns Allen doch immer noch erlaubt sein, gute Freunde zu bleiben und hier in Trianon in harmloser Feindschaft und glücklicher Zufriedenheit schöne Tage mit einander zu verleben! Kommen Sie, meine Freunde! Vergessen wir die Sorgen, die Bedrängnisse! Seien wir allen diesen Dingen zum Trotz heiter und froh! Herzog von Coigny, Sie sind mir seit acht Tagen Revanche in Billard schuldig, Sie sollen sie mir heute geben! Kommen Sie, meine Freunde, gehen wir in den Billardsaal!"

Und die Königin, welche ihre Feindschaft wiedergefunden hatte, schritt lächelnd den Freunden voran in das nächste Gemach, in dessen Mitte das Billard aufgestellt war. Sie nahm ihren Duen von demselben auf, und denselben wie einen Scepter emporschwingend, rief sie: „Nun, meine Freunde, fort mit den Sorgen, den —“

Sie verstummte, denn wie sie sich umschauete, sah sie, daß ihre Freunde ihrem Rufe nicht gefolgt waren. Nur Herr von Coigny, den sie besonders dazu aufgefordert hatte, nur Er allein hatte die Königin nach dem Billardsaal begleitet.

Ein Blick des Jornes schoß aus den Augen der Königin. „Wie,“ rief sie laut, hat meine Gesellschaft nicht gehört, daß ich sie aufforderte, mich hierher zu begleiten?“

„Majestät,“ erwiderte der Herzog von Coigny verbrieft, „die Damen und Herren haben sich wohl nur erinnert, daß Ihre Majestät es früher in Trianon als Gesetz erklärt hatten, daß Jeder hier thun und lassen könne, was ihm beliebt, und Ew. Majestät sehen, daß sie die Befehle halten und beobachten, besser, als man es gegen sie thut.“

„Herzog,“ seufzte die Königin, „auch Sie machen mir Vorwürfe, auch Sie sind unzufrieden?“

„Und warum sollte ich denn zufrieden sein, Majestät?“ fragte der Herzog heftig. „Man beraubt mich, man nimmt mir einen Posten, der bis jetzt immer für die Dauer des Lebens gültig blieb und Ew. Majestät verlangen, daß ich zufrieden sei? Nein, ich bin nicht zufrieden, ich mache es wie die Andern, ich bin voll Jorn und Schmerz, zu sehen, daß nichts mehr haltbar, nichts mehr dauernd ist, daß man sich auf nichts mehr verlassen kann, selbst nicht mehr auf das Wort der Könige!“

„Herr Herzog,“ rief Marie Antoinette mit aufblühendem Jorn, „Sie gehen zu weit, Sie vergessen, daß Sie zu Ihrer Königin sprechen!“

„Madame,“ rief er noch lauter, „es giebt hier in Trianon keine Königin, keine Unterthanen! Sie selber haben das gesagt, und ich wenigstens will Ihre Worte erfüllen, wenn Sie selber es auch nicht mehr thun! Lassen Sie uns Billard spielen, Madame! Ich bin zu Ihren Befehlen!“

Und indem Herr von Coigny das sagte, ergriff er mit einer zornigen Bewegung den Billardqueu der

Königin. Es war dieser Duen ein Geschenk, welches Marie Antoinette von ihrem Bruder, dem Kaiser Joseph, erhalten hatte, und der aus einem einzigen Rhinoceroszahn mit goldenen Knäusen bestand. Die Königin hielt denselben sehr in Ehren, und Niemand hatte es bis dahin gewagt, sich desselben zu bedienen als sie allein.

„Geben Sie her, Coigny,“ sagte sie lebhaft, „Sie täuschen sich, das ist nicht Ihr Billardqueu! das ist der meine!“

„Madame,“ rief er heftig, „man nimmt mir, was mein ist, weshalb sollte ich nicht auch nehmen, was nicht mein ist! Es scheint doch, als wenn es jetzt die neueste Mode ist, über das Eigenthum Anderer nach Belieben zu schalten und zu walten. Ich werde mich daher beeilen, diese Mode mitzumachen, und wär's auch nur, um zu beweisen, daß ich von Ew. Majestät etwas gelernt habe! Fangen wir an!“

Er nahm zitternd vor Wuth und Erregung zwei Bälle, legte sie in die Mitte der Tafel, und that gegen dieselben einen Stoß. Aber dieser Stoß war so heftig, in so wüthendem Jorn geführt, daß der Duen an den Bällen vorüber glitt, und so stark an die erhöhte Kante des Tisches stieß, daß er mitten von einander brach.

Die Königin stieß einen Schrei des Unwillens aus, und die Hand erhebend, deutete sie mit einer gebieterischen Bewegung nach der Thüre hin. „Herr Herzog von Coigny,“ sagte sie stolz, ich entbehe Sie der Pflicht, jemals wieder nach Trianon zu kommen! Sie sind entlassen.“

Der Herzog bebte vor Jorn, einige unverständliche Worte murrend, machte eine ziemlich leichte, nachlässige Verbengung vor der Königin, und verließ eilenden Schrittes den Billardsaal.*

Marie Antoinette schaute ihm mit einem langen schmerzvollen Blicke nach, dann nahm sie mit einem tiefen Seufzer die beiden Stücke des zerbrochenen Duen's, und begab sich mit demselben in ihr kleines Porzellan-Cabinet, um in der Einsamkeit und Stille desselben wieder Ruhe, wieder Haltung zu gewinnen.

In demselben angelangt, und nun sicher, daß Niemand sie beobachten könne, ließ sich Marie Antoinette mit einem tiefen Seufzer in den Fauteuil nieder, und die lange zurückgehaltenen Thränen entsürzten jetzt ihren Augen.

„Oh,“ seufzte sie traurig, „sie werden mir Alles zerbrechen, Alles, mein Vertrauen, meinen Lebensmuth, mein Herz selber! Sie werden mir nichts übrig lassen, als den Schmerz, als das Unglück, und das wird Keiner von ihnen, die ich bis jetzt für meine Freunde hielt, mit mir theilen wollen!“

* Diese Scene ist historisch. Siehe: Mémoires de Madame Campan. II.

6.

Der Prozeß.

Ein ganzes Jahr hatten die Einleitungen zu dem Prozesse gedauert, der heute, am ein und dreißigsten August 1786, endlich zur Entscheidung kommen sollte. Ein ganzes Jahr hatten die Freunde und Verwandten des Cardinals Zeit gehabt, die öffentliche Meinung nicht allein, sondern auch die Richter, die Parlaments-Räthe, zu Gunsten des Cardinals zu bearbeiten, und sie gegen die Königin Marie Antoinette zu stimmen. Alle Feinde der Königin, die Legitimisten sowohl, welche sich in ihren alten Adelsrechten gekränkt sahen durch die Bevorzugung der Volignacs und anderer aus dem Dunkel hervorgegangener Familien, die Partei der königlichen Prinzen und Prinzessinnen, welche Marie Antoinetten von jeher gegrollt hatten, anfangs schon deshalb, weil sie eine Oesterreicherin war, und später, weil sie sich erlaubt hatte, die Liebe des Königs zu gewinnen, die Männer der Bewegung und der Freiheit, welche in den Clubs gegen das Königthum donnerten, und es für eine heilige Aufgabe hielten, den Nimbus zu zerstören, welcher bis dahin den Thron umgeben hatte, und dem hungernden Volke zu zeigen, daß die im Ueberflusse lebende Königin nichts weiter sei, als eine leichtfertige, üppige Frau, — alle diese Feinde der Königin hatten Zeit gehabt, die öffentliche Meinung und die Richter zu gewinnen. Allen war dieser Prozeß eine willkommenere Gelegenheit gewesen, um ihrer Rache, ihrem Unwillen, ihrem Hass freien Spielraum zu geben.

Die Familie des Cardinals, schwer gekränkt über die Beschimpfung, welche man in ihrem Oberhaupte ihnen Allen zugesagt, wollte mindestens die Königin mit dem Cardinal zugleich compromittirt sehen, und wenn der Cardinal wirklich als der Betrogene und Dupirte aus dem Prozeß hervorgehen mußte, so sollte Marie Antoinette doch neben ihm stehen als die Beschimpfte, die Verdächtige.

Die Familie Rohan und ihre Freunde setzten daher alle Mittel in Bewegung, um die öffentliche Meinung und die Richter für diesen Zweck zu gewinnen. Sie machten den Parlamentsräthen Besuche, brachten Denen, welche dafür empfänglich waren, Geschenke, sie bedienten sich künstlicher Schriftsteller, um Libelle, Pamphlets gegen die Königin zu schleudern, sie vertheidigten in Brochüren in edler, würdiger Sprache schon im Voraus den Cardinal, und stellten ihn bar als das Opfer seiner Hingabe und Liebe für die königliche Familie. Jedermann las diese Satyren, die Pamphlets, diese Brochüren, und als der Tag der Entscheidung endlich herbeikam, hatte die öffentliche

Meinung sich schon zu Gunsten des Cardinals erklärt, schon Partei genommen gegen die Königin.

Am ein und dreißigsten August 1786, wie gesagt, sollte endlich der lang vorbereitete Prozeß entschieden werden. In der Nacht vorher war der Cardinal von der Bastille in die Conciergerie geführt worden, ebenso auch die übrigen Gefangenen, welche in den Prozeß verwickelt waren.

In der Frühe des Morgens schon hatte sich der ganze Platz vor der Conciergerie mit Menschen angefüllt, und die Anhänger der Rohans, und die Anhängen der Freiheit, wie sich Marat und seine Genossen nannten, waren auch hier immer noch thätig, die Stimmung des Volkes gegen die Königin zu lenken.

Im Justizpalaste an der anderen Seite des großen Platzes war inzwischen das große Drama dieses ungeheuerlichen Processes begonnen. Die Mitglieder des Parlaments, die Räthe des Justizhofes in ihren langwallenden schwarzen Gewändern saßen in langen Reihen vor dem grünen Tische, und ihre ernstern, düstern Gesichter, ihre theilnahmlosen Blicke waren alle dem Cardinal Louis von Rohan zugewendet, der ihnen gegenüber als Angeklagter stand. Aber trotz der Gefährlichkeit der Situation war das edle und schöne Gesicht des Cardinals vollkommen ruhig, seine Haltung würdig und stolz. In seinem vollen priesterlichen Ornat war er erschienen, nur daß er statt des purpurrothen Unterleibes ein violettes Untergewand trug, wie es die Cardinäle thun, wenn sie in Trauer erscheinen. Darüber trug er den kurzen, rothen Ueberwurf, die Brust war mit allen seinen Orden geschmückt; die rothen Strümpfe, die seidenen Schuhe mit Brillantschnallen vollendeten den Anzug des Cardinals. Indem er eintrat, hatte er seine Hände gehalten, und denjenigen, welche ihn rüchten und vielleicht verdammen sollten, seinen priesterlichen Segen erteilt. Er erzählte mit einfachen, würdigen Worten, wie folgt:

Eine Verwandte von ihm, die Frau von Boulaivillier, hatte ihm vor drei Jahren eine junge Dame zugeführt und ihn gebeten, dieselbe zu unterstützen. Sie war von dem vornehmsten Geschlechte, die letzte Abkömmlingin der früheren Könige von Frankreich, aus dem Geschlechte Valois. Sie nannte sich Gräfin Lamotte-Valois; ihr Mann, der Graf Lamotte, stand in irgend einer kleinen Garnisonstadt als königlicher Unterlieutenant, und seine Gage reichte nicht aus, um sie weidmüthig zu ernähren. Die junge Dame war schön, geistreich, von edlen Manieren, und es war natürlich, daß der Cardinal sich für die unglückliche Tochter der Könige von Frankreich interessirte. Er unterstützte sie eine Zeitlang, und nach vielen Bemühungen gelang es ihm, endlich für die letzte Abkömmlingin der Valois'schen Königsfamilie vom Könige Ludwig XVI. eine Pension von 1500 Francs zu erwirken. Die Gräfin Valois begab sich nun nach

Versailles, um selber für diese Gnadenbezeugung ihren Dank darzubringen. Sieehrte an anderen Tage freudestrahlend nach Paris zu dem Cardinal zurück, und erzählte ihm, daß sie von der Königin nicht allein empfangen sei, sondern daß Marie Antoinette sich ihr sehr huldvoll bewiesen und ihr befohlen habe, ihr öfter ihre Aufwartungen zu machen. — Von diesem Tage an hatte natürlich die Gräfin Valois in den Augen des Cardinals nur noch gewonnen, denn die Gräfin begab sich sehr oft nach Versailles, und aus den Erzählungen der Heimkehrenden ging dann immer hervor, daß sie bei der Königin in hohen Gnaden stand. Nun aber befand sich der Cardinal leider in einem umgekehrten Falle. Er stand bei der Königin in der höchsten Ungnade, und niemals würdigte Ihre Majestät ihn irgend einer Beachtung, sie ließ sich niemals herab, bei den Hoffesten ihn mit einem Wort, einem Blick zu begnadigen. Der Cardinal war seit langer Zeit trostlos harter, und hatte vergeblich versucht, die Gnade der Königin wiederzugewinnen. Dies hatte er im tiefsten Vertrauen der Gräfin Lamotte-Valois geflagt, und sie hatte voll freundschaftlichem Eifer übernommen, für ihn bei der Königin das Wort zu reden. Wenige Tage später hatte sie dem Cardinal gesagt, daß sie ihr Versprechen erfüllt. Sie hatte mit so beweglichen Worten seine Betrübniß und seine Verzweiflung zu schilbern gewußt, daß die Königin ganz gerührt davon gewesen, und der Gräfin gesagt hatte, sie wolle Alles verzeihen, wenn der Cardinal ihr eine schriftliche Abbitte der Kränkungen senden werde, welche er ihr und ihrer Mutter, der Kaiserin Maria Theresia, früher zugesagt habe. Der Cardinal natürlich hatte sich mit Freuden hierzu bereit erklärt. Er hatte der Valois eine Schrift übergeben, in welcher er demütig dafür Abbitte leistete, daß er vor Jahren, als Marie Antoinette noch Dauphine von Frankreich war, und er, der Cardinal, sich als Gesandter Frankreichs in Wien befand, die Kaiserin Maria Theresia aufgefördert habe, die Dauphine, ihre Tochter, wegen ihres leichtfertigen und übermüthigen Betragens zu tadeln, und ihr eine Aenderung desselben zur Pflicht zu machen. Dies war das einzige Verbrechen, dessen er sich gegen die Königin schuldig fühlte, und für das er demütig um Vergebung suchte. Er hatte zu gleicher Zeit die Königin um eine Audienz gebeten, damit er ihr seine Huldigung darbringen, und knieend um Vergebung stehen könnte. Wenige Tage darauf hatte ihm die Gräfin Lamotte-Valois ein eigenhändiges Schreiben der Königin überbracht, als Antwort auf seinen Brief.

Der Präsident unterbrach hier den Cardinal. „Sind Sie noch im Besitz dieses Schreibens, Eminenz?“ fragte er ihn.

Der Cardinal verneigte sich. „Ich habe die theuren, und mir so werthvollen Briefe der Königin, seit-

dem ich das Glück hatte, sie zu erhalten, immer bei mir getragen,“ sagte er. „Sie ruhten auch an jenem Tage, da ich in Versailles verhaftet ward, in meiner Brieftasche auf meiner Brust. Dies war mein Glück und das Unglück Derjenigen, welche, nachdem ich in die Bastille abgeführt war, in meinen Palast eindringen, meine Papiere versiegelten, und was ihnen mißfiel, sofort verbrannten. Diese Briefe sind also dem Autodafé entgangen. Hier ist der erste Brief der Königin.“

Er zog aus seinem Gewande ein Portefeuille hervor, nahm aus demselben ein kleines, zusammengefaltetes Papier, und legte es auf den Tisch vor dem Präsidenten nieder.

Der Präsident schlug es auseinander und las: „Ich habe Ihren Brief gelesen und bin entzückt, Sie nicht mehr schuldig zu finden; indessen bedauere ich, Ihnen die Audienz, welche Sie erstehen, noch nicht bewilligen zu können. Sobald aber die Umstände es mir irgend gestatten, werde ich Sie benachrichtigen. Bis dahin seien Sie verschwiegen! Marie Antoinette von Frankreich.“

Ein Gemurmel des Erstaunens erhob sich unter den Räten des Parlaments nach dieser Vorlesung, und alle Blicke richteten sich mit inniger Theilnahme auf den Cardinal, der mit ruhiger, bescheidener Miene ihnen gegenüber stand. Auch die Blicke des Präsidenten des hohen Gerichtshofes wandten sich, nachdem er den Brief zu Ende gelesen, und ihn neben die Acten auf den grünen Tisch gelegt hatte, dem hohen Kirchenfürsten zu, und er schien es jetzt erst zu bemerken, daß der Fürst, der Cardinal, der Groß-Momener des Königs von Frankreich, wie ein gewöhnlicher Verbrecher stehen sich seinen Richtern gegenüber befand.

„Man gebe dem Herrn Cardinal einen Fauteuil,“ befahl er mit lauter Stimme den Huissiers, und einer von denselben beeilte sich, einen der breiten bequemen Fauteuils der Richter, dessen Inhaber nicht zu der Sitzung erschienen war, von der Estrade herunter zu nehmen, und ihn zu dem Cardinal hinzurollen.

Fürst Rohan dankte den Richtern mit einem leisen Neigen seines stolzen Hauptes, und ließ sich ruhig in den Fauteuil nieder. Der Angeklagte und die Richter saßen nun auf denselben Stühlen, und in seinem prachtvollen Ornat, mit seiner edlen, würdigen Haltung, mit seinem ruhigen, leidenschaftslosen Angesicht hätte man daher vermeinen sollen, der Cardinal, der hier allein und abgesondert von allen Andern in seinem Fauteuil saß, halte Gericht über Jene, die da in ihren dunklen Gewändern, mit unruhigem, gedrücktem Wesen, mit bewegter Miene ihm gegenüber saßen.

„Haben Ew. Eminenz die Güte fortzufahren,“

* Goncourt: Histoire de Marie Antoinette. 143.

sagte der Präsident des Gerichtshofes nach einer Pause mit bittender Stimme.

Der Cardinal neigte als ein Zeichen seiner gnädigen Gewährung sein Haupt und fuhr in seiner Erzählung fort.

Dieser Brief der Königin hatte ihn natürlich mit großer Freude erfüllt, besonders, da er ihm ein persönliches Begegnen mit der Königin in Aussicht stellte, und er hatte um so mehr die Gräfin Valois gebeten, ihm dies Begegnen bald zu verschaffen, weil die Königin, trotz der Vergebung, welche sie dem Cardinal hatte angebeihen lassen, dennoch fortfuhr, bei allen Gelegenheiten, wo er das Glück hatte, sich in ihrer Nähe zu befinden, ihm mit der äußersten Geringschätzung und Mißachtung zu begegnen. An einem Sonntage, wie er vor den Majestäten die Messe gelesen, erlaubte er sich, nachher in dem Audienzsaal zu ihr heranzutreten, und die Königin anzureden. Aber Marie Antoinette schaute ihn nur mit einem zerschmetternden Blick voll Hohn und Verachtung an und wandte ihm den Rücken, indem sie zu der Herzogin von Polignac mit lauter Stimme sagte: „Welche Unverschämtheit! Diese Leute glauben Alles wagen zu dürfen, wenn sie den Purpur tragen. Sie glauben dann, mit den Königin zu rangiren und sie anreden zu dürfen!“ — Diese stolzen und beleidigenden Worte hatten den Cardinal natürlich tief verletzt, und zum ersten Male war ihm der Zweifel aufgedämmert, ob nicht am Ende alle Mittheilungen der Gräfin Valois, ob nicht sogar auch der Brief der Königin falsch sein möchte, denn es schien ihm unmöglich, daß die Königin heimlich einem Manne so gnädig und freundlich gesinnt sei, den sie öffentlich so mißhandle und verachte. In seinem Hohn und seiner Empörung sagte er das der Gräfin Lamotte, erklärte er ihr, daß er Alles, was sie ihm von der Königin gesagt, für Unwahrheiten und Lügen halten werde, wenn sie ihm nicht in den allernächsten Tagen das verschaffe, um welches er so lange und so flehentlich gebeten, nämlich eine Audienz bei der Königin. Er verlangte jetzt diese Audienz als einen Beweis, daß ihm Marie Antoinette wirklich gewogen sei, zugleich auch als einen Beweis, daß die Gräfin Lamotte-Valois ihm die Wahrheit gesagt habe. — Die Gräfin Valois lächelte zu seinem Mißtrauen, und versprach, daß sie alle Ueberredungskünste bei der Königin anwenden würde, um dem Cardinal die gewünschte Audienz zu verschaffen. Der Cardinal, der in dem schönen und ausdrucksvollen Gesichte der Gräfin ihre Anschuld und Ehrlichkeit zu erkennen glaubte, bereute nun seine Festigkeit und sagte der Lamotte, daß, wenn die Königin ihm wirklich eine geheime Audienz bewillige, er der Gräfin funfzigtausend Francs als ein Zeichen seiner Dankbarkeit zahlen werde.

Ein Gemurmel des Beifalls, der Bewunderung erhob sich bei diesen Worten von der Zuhörertribüne, auf welchen sich heute die Vertreter der ersten und

größten Adelsfamilien Frankreichs, auf welcher sich die Rohan's, die Guéméné's, die Grafen von Ver-gonnes, und alle die mächtigen Feinde der Königin befanden, welchen diese Gelegenheit willkommen war, sich zu rächen an der Oesterreicherin, die es gewagt hatte, nicht nach dem Stammbaum und den Herzogstiteln, sondern nach ihrem Belieben und ihrer Neigung sich ihre Freunde und ihre Gesellschaft zu bilden.

Der Präsident des Parlaments fand dieses Gemurmel der Zuhörer keiner Rüge werth und, ließ das hohe Auditorium gewahren.

„Und hat die Gräfin Lamotte Valois Eurer Eminenz wirklich die Zusammenkunft verschafft?“ fragte er dann.

Fürst Rohan schwieg einen Moment, sein Antlitz erbleichte, seine Züge nahmen zum ersten Male einen bewegten Ausdruck an, man sah in denselben die schmerzlichen Kämpfe, welche seine Seele beunruhigten.

„Hoher Gerichtshof,“ sagte er nach einer Pause mit erregter, zitternder Stimme, „ich fühle in diesem Momente, daß unter dem Gewande des Priesters doch immer noch das Herz eines Mannes schlägt. Es ist für jeden Mann aber ein Verbrechen, ein unverzeihliches Verbrechen, das Geheimniß einer Dame und die Günst, deren man sich von ihr zu erfreuen hatte, zu verrathen und der Oeffentlichkeit Preis zu geben. Aber ich muß dieses Verbrechen auf mich nehmen, weil ich die Ehre des Priesters, des Kirchenfürsten zu vertheidigen habe, und weil ich nicht zugeben darf, daß der Purpur seines Mantels von dem Verdacht einer Lüge, einer Betrügerei verdunkelt werde. Es mag sein, und ich fürchte es fast selbst, es mag sein, daß ich in dieser Sache der Betrogene war, aber ich darf nicht den Verdacht auf meiner Tiara haften lassen, daß ich der Betrüger war, deshalb muß ich mich wohl der harten Nothwendigkeit unterziehen, das Geheimniß einer Dame, einer Königin zu verrathen.“

„Außerdem,“ sagte der Präsident mit feierlichem Ernst, „außerdem mögen Eure Eminenz gnädigst erwägen, daß der von Gott eingesetzten Obrigkeit gegenüber alle zarten Bedenken des Cardinals in Ihnen verstummen müssen. Die Pflicht des Kirchenfürsten gebietet, den übrigen Menschen voranzugehen mit einem tapfern und nachahmungswürdigen Beispiel! Es ist Ihre heilige Pflicht, dem Gerichtshofe der Wahrheit gemäß über Alles, was diese Angelegenheit betrifft, die genaueste Auskunft zu ertheilen und Ew. Eminenz wollen die Güte haben zu bedenken, daß wir die weltlichen Priester Gottes sind, vor denen jeder Angeklagte nach seinem Gewissen die volle Wahrheit bekennen muß.“

„Ich danke Ihnen, Herr Präsident,“ sagte der Cardinal mit so sanfter und gerührter Stimme, daß sich von der Zuhörer-Tribüne, wo neben den Herren auch einige tief verschleierte Damen sich befanden, ein leises

Schluchzen sich vernehmen ließ, und daß selbst die Augen des Präsidenten de l'Agire sich mit Thränen füllten. „Ich danke Ihnen, Herr Präsident,“ wiederholte der Cardinal, hoch aufathmend. „Sie erleichtern mein Herz von einem schweren Vorwurf, und Ihre Weisheit lehrt mich meine Pflicht erkennen.“

Der Präsident erröthete vor Vergnügen über das ehrenvolle Lob des Cardinals. „Anjeko,“ sagte er feierlich, „anjeko erlaube ich mir, meine Frage zu wiederholen. Hat die Gräfin Lamotte-Valois Eurer Eminenz wirklich die Zusammenkunft mit der Königin verschafft?“

„Ja,“ rief der Cardinal bewegt, „ja, sie hat mir diese Zusammenkunft verschafft.“

Und indem der Cardinal sich gewaltsam zur Ruhe und Gelassenheit zwang, fuhr er in seiner Erzählung fort. — Die Gräfin von Valois war nach zwei Tagen mit freudestrahelndem Gesichte zu ihm gekommen, und hatte ihm die Aufforderung überbracht, sich morgen Abend mit der Gräfin Valois nach Versailles zu begeben, woselbst im Garten, an einem mit der Gräfin verabredeten Orte, die Zusammenkunft Marie Antoinettes mit dem Cardinal stattfinden sollte. Der Cardinal sollte sich dazu in die einfachen, unscheinbaren Gewänder eines Bürgers von Paris kleiden, einen blauen Rock von Tuch, einen runden Hut und hohe Lederstiefeln tragen. Der Cardinal, voll unaussprechlicher Wonne über diese Nachricht, wagte indessen kaum an diese bezaubernde Günst seiner Königin zu glauben; da zeigte ihm die Gräfin Valois lächelnd einen an sie gerichteten Brief der Königin, auf goldgerändertem Papier, unterzeichnet, wie das Billet, welches er früher erhalten hatte: „Marie Antoinette von Frankreich.“ In diesem an die Gräfin Lamotte gerichteten Briefe forderte die Königin ihre liebe Freundin auf, recht vorsichtig zu Werke zu gehen, den Cardinal zu ermahnen, recht leise zu sprechen während der Zusammenkunft, weil lauschende Ohren ganz nahe sein würden, und nicht eher aus dem Bosquet hervorzutreten, als bis die Königin selber ihm das Zeichen geben würde.

Nachdem der Cardinal diesen Brief gelesen, zweifelte er nicht mehr, sondern überließ sich ganz seiner Freude, seiner Ungebuld, die ihn in die festgesetzte Stunde des nächsten Abends mit Sehnsucht erwarten ließ. Endlich war diese Stunde gekommen und der Cardinal begab sich in der verabredeten Kleidung mit der Gräfin Valois in einem einfachen Miethswagen nach Versailles. Die Gräfin führte ihn auf die Terrasse des Schlosses, woselbst der Cardinal sich hinter einem Bosquet von Lorbeerbäumen verbergen mußte, und alsdann verließ sie ihn, um die Königin, welche wie allabendlich mit dem Grafen und der Gräfin von Artois im Parke ihre Promenade machte, von der Anwesenheit des Cardinals zu benachrichtigen und sie hierher zu führen. Der Cardinal blieb nun allein

und mit hochklopfendem Herzen horchte er auf jedes Geräusch, schaute er in leiser Bewegung die lange Allee, die zwischen den beiden Fontainen lag, hinunter, denn von borther sollte die Königin kommen. Es war ein wunderschöner Abend, der Vollmond stand in goldener Klarheit am tiefdunklen Himmel, und beleuchtete alle Gegenstände umher mit der Helle des Tages. Der Vollmond beleuchtete jetzt auch diese hohe, edle Gestalt in dem dunkelrothen Gewande mit den blauen Schleifen im Haar, welche eiligen Ganges, gefolgt von der Gräfin Valois, zu der Terrasse heranschritt.

Bis zu diesem Moment hatte der Cardinal immer noch leise gezweifelt an seinem unermeßlichen Glück, — jetzt zweifelte er nicht mehr. Es war die Königin Marie Antoinette, welche sich jetzt ihm näherte! Sie trug dasselbe Gewand, dieselbe Coiffüre, welche sie am letzten Sonntag getragen, da er in Versailles nach der Messe zum Diner gewesen.

Ja, es war die Königin, welche jetzt eilig über die Terrasse herankam und sich dem Bosquet näherte, hinter welchem der Cardinal stand.

„Kommen Sie,“ flüsterte sie leise, und der Cardinal stürzte hinter seinem Bosquet hervor, sank vor der Königin auf die Kniee und drückte die schöne Hand, welche sie ihm darreichte, entzückt an seine Lippen. „Eminenz“ flüsterte nun die Königin, „ich kann leider nur einen Moment hier verweilen; ich bin zufrieden mit Ihnen und werde Sie bald zu der höchsten Günst erheben. Nehmen Sie vorläufig dies zum Zeichen meiner Gnade.“ — Und Marie Antoinette nahm von ihrem Busen eine Rose, und reichte sie dem Cardinal dar. „Nehmen Sie auch noch dies Andenken,“ flüsterte die Königin wieder, indem sie dem Cardinal ein kleines Etui in die Hand drückte. „Es ist mein Portrait. Betrachten Sie es oft und zweifeln Sie niemals an mir, ich —“

In diesem Moment kam die Gräfin Valois, welche in einiger Entfernung gewartet hatte, eilig heran. „Mau kommt,“ flüsterte sie, „um Gotteswillen, Majestät entfernen Sie sich!“

Man hörte in der Ferne Stimmen, welche sich näherten. Die Königin faßte die Hand der Gräfin Lamotte. „Kommen Sie, Freundin,“ sagte sie. Leben Sie wohl, Cardinal, auf Wiedersehen!“

Voll Freude über das hohe Glück, welches ihm widerfahren und zugleich betrübt auch über die schnelle Entfernung der Königin, war der Cardinal nach Paris zurückgekehrt. Am andern Tage brachte ihm die Gräfin Valois ein Billet von der Königin, in welchem sie es tief beklagte, daß ihre gestrige Zusammenkunft so kurz sein müssen, und eine baldige Wiederholung derselben versprach. Wenige Tage nach diesem Ereigniß, welches fortwährend die Seele des Cardinals beschäftigte, mußte er sich wegen einer kirchlichen Feier nach dem Elsaß begeben. Aber schon am andern Abend kam der Gemahl der Gräfin, der Graf

Lamotte, ihm als von der Gräfin geschickter Courier nachgeilt. Er überbrachte dem Cardinal einen Brief der Königin, kurz und geheimnißvoll wie alle ihre früheren:

„Der Moment,“ schrieb ihm die Königin, „der Moment, welchen ich herbeiwünsche, ist noch nicht gekommen. Aber ich bitte Sie, sofort nach Paris zurückzukehren, weil ich in einer geheimen Angelegenheit, die mich persönlich betrifft, und die ich nur Ihnen anvertrauen will, Ihrer Mitwirkung bedarf. Die Gräfin Lamotte-Valois wird Ihnen die Schlüssel zu diesem Räthsel geben.“

Wie von Flügeln getragen war der Cardinal nach Paris zurückgekehrt und sofort begab er sich in das kleine Palais, welches die Gräfin Valois sich Dank seiner Freigebigkeit gekauft hatte. Hier ersuhr er nun von der Gräfin die Ursache seiner Heimholung. Es handelte sich um den Ankauf eines Brillantschmuckes, welchen die Kron-Juweliere Böhmer und Bassenge der Königin schon mehrmals zum Verkauf angeboten hatten. Marie Antoinette hatte das Collier gesehen und war entzückt gewesen über die Größe und Schönheit der Brillanten. Aber sie hatte den Muth gehabt, den Ankauf derselben zu verweigern, wegen des ungeheuren Preises, den die Juweliere dafür forderten. Indessen nachträglich hatte sie diese Weigerung dennoch bereut, und der herrliche Schmuck, desgleichen es keinen zweiten in Europa gab, hatte den lebhaften Wunsch der Königin erregt, ihn dennoch zu besitzen. Sie wollte ihn heimlich, ohne Wissen des Königs ankaufen und ihn nach und nach aus den Ersparnissen ihrer Kasse bezahlen. Nun hatten die Kron-Juweliere Böhmer und Bassenge gerade jetzt die Aussicht, den Halschmuck nach Konstantinopel an den Sultan zu verkaufen, der ihn seiner ersten Gemahlin, als Brautschmuck darbringen wollte. Aber bevor sie auf diesen Verkauf eingingen, hatten sich die Juweliere noch ein Mal an die Königin gewandt, und sie um den Ankauf der seltenen Brillanten gebeten, indem sie sich bereit erklärten, auf jede Art der Zahlungsbedingungen einzugehen. Indessen gerade jetzt war die Kasse der Königin leer. Der harte Winter hatte viel Noth und Unglück herbeigeführt und die Königin hatte alle ihre Ersparnisse für die Armen hingegeben. Da sie aber dennoch dringend den Ankauf des Halschmuckes wünschte, wollte sie dem Groß-Almosnier ein besonderes Zeichen ihres Wohlwollens geben, indem sie ihn beauftragte, in ihrem Namen das Collier zu kaufen. Selbstverständlich sollte er zu diesem Ankauf von der Königin eine eigenhändig geschriebene Autorisation empfangen, doch sollte er diese Autorisation für sich aufbewahren und nur beim Ankauf dieselbe den Hof-Juweliere zeigen. Die erste Anzahlung von 600,000 Francs sollte der Cardinal aus seiner Kasse leisten; die dann noch restirende Summe von einer Million sollte die Königin in Terminen von je drei zu drei Monaten mit 100,000 Francs entrichten. Ebenso auch in

drei Monaten dem Cardinal die entliehenen 600,000 Francs zurückerstatten.

Der Cardinal fühlte sich tief geschmeichelt von diesem Vertrauen der Königin und begehrte nichts mehr, als die schriftliche Autorisation, um sofort den Ankauf zu machen. Dieses Dokument ließ nicht lange auf sich warten. Schon nach zwei Tagen brachte es die Gräfin Lamotte-Valois, es war datirt aus Trianon und unterzeichnet: „Marie Antoinette von Frankreich.“ Indessen stießen dem Cardinal einige Zweifel auf. Er wandte sich an seinen Freund und Rathgeber, den Grafen Cagliostro. Derselbe hatte ihn vor einigen Jahren von schwerer Krankheit geheilt, und sich seitdem stets als uneigennütziger Freund und zugleich als Prophet erwiesen, der dem Cardinal seine Zukunft stets vorher verkündet hatte. „Ihn, den Hellscher, den Arzt, den Grafen Cagliostro zog der Cardinal nun in sein Vertrauen und fragte ihn um Rath. Graf Cagliostro ließ in dunkler, einsamer Nacht vor dem Cardinal nun seine Geister erscheinen. Er fragte die Unsichtbaren um Rath, und das Orakel antwortete, daß diese Angelegenheit der Stellung und Würde des Cardinals gemäß sei, daß sie einen glücklichen Erfolg haben, daß sie das Siegel auf die Günstbezeugungen der Königin drücken und den glücklichen Tag näher herbeiführen werde, welcher zum Heil Frankreichs und der Menschheit die hohen Talente des Cardinals in Thätigkeit bringen solle.

Der Cardinal zweifelte und zagte nun nicht länger. Er begab sich sofort zu den Kron-Juweliere Böhmer und Bassenge; er verhehlte ihnen nicht, daß er das Collier im Namen der Königin kaufen solle und zeigte ihnen die schriftliche Autorisation. Die Juweliere gingen bereitwillig auf den Kauf ein. Der Cardinal machte eine Anzahlung von 600,000 Francs, Böhmer und Bassenge übergaben dem Cardinal den Halschmuck. Es war am Tage vor einem großen Feste, das man in Versailles feiern wollte, und zu diesem Feste wollte die Königin den Halschmuck haben. Am Abend sollte ein Vertrauter der Königin das Collier aus der Wohnung der Gräfin Lamotte-Valois abholen. Die Gräfin selber forderte den Cardinal auf, bei dieser Abholung, obwohl unsichtbar, doch gegenwärtig zu sein.

Dieser Verabredung gemäß begab sich der Cardinal am Abend des 1. Februar 1784 zu der Gräfin, nur begleitet von einem vertrauten Kammerdiener, welcher die Kasse mit dem Halschmuck trug.

Am Eingang des Hauses nahm er selbst die Kasse und brachte sie der Gräfin. Sie führte den Cardinal in einen neben ihrem Wohnzimmer belegenen Alkoven. Durch die mit Glasfenstern versehene Thür desselben konnte er das nur trübe beleuchtete Wohnzimmer überschauen.

Nach wenigen Minuten ward die Hauptthür geöffnet und eine Stimme rief: Im Auftrag der Königin!

Ein Mann in der Livrée der Königin, den der Cardinal schon öfter bei der Gräfin gesehen, und den die Lamotte ihm als den vertrauten Kammerdiener der Königin genannt hatte, trat ein und forderte im Auftrage der Königin die Kassetten. Die Gräfin Valois nahm dieselbe und überreichte sie dem Kammerdiener, der sich verneigte und sich mit derselben entfernte. Der Cardinal empfand in diesem Moment, da der Kammerdiener mit dem kostbaren Halsband sich entfernte, eine unaussprechliche Genugthuung darüber, daß er das Glück gehabt, der Königin von Frankreich, der Gemahlin seines Königs, der Mutter seines zukünftigen Königs, einen Dienst geleistet zu haben, nicht bloß weil er ihr die Brillanten gekauft, welche sie wünschte, sondern mehr noch, weil er die heftige und jugendlich lebendige Dame dadurch vor der Anzelmlichkeit bewahrt hatte, sich an irgend einen Andern der vornehmen Herren ihres Hofes zu wenden.

Bei diesen Worten des Cardinals brachen die vornehmen Zuhörer auf der Tribüne in laute Beifallsäußerungen aus, und eine der verschleierten Damen rief lachend: Die Herren von Baudreuil und Coigny hätten nicht so viel bezahlt, aber mehr Bezahlung gefordert!! Auch diese Bemerkung ward mit lauten Aclamationen aufgenommen.

Der erste Präsident des Gerichtshofes, Baron de l'Agre, warf zwar einen ziemlich ernsten Blick zu der Tribüne hinauf, aber kein Vorwurf kam über seine Lippen, auf denen ein leises Lächeln zitterte.

„Ich bitte nun Eure Eminenz,“ sagte er, „mit folgender Frage zu beantworten: Hat die Königin Marie Antoinette Ihnen für den großen Dienst, welchen Sie ihr Ihrer Meinung nach erwiesen, persönlich ihren Dank abgestattet? Wie verhält es sich mit den Zahlungen, welche die Königin sich verpflichtet hatte zu leisten?“

Der Cardinal schwieg eine Zeitlang und schaute traurig vor sich hin. „Seit dem Tage, da ich diesen unglückseligen Kauf abgeschlossen,“ sagte er, „habe ich nur Beunruhigungen, Schmerzen und Demüthigungen erfahren. Dies ist der einzige Lohn, welchen ich für meine Hingebung erhalten habe. Die Königin hat mich niemals eines Wortes gewürdigt. Sie trug bei jenem großen Feste auch nicht das Collier, das sie doch zu diesem Zweck am Abend vorher hatte holen lassen. Ich beschwerte mich darüber bei der Gräfin, und die Königin hatte die Güte, mir in einem lebenswürdigen Handschreiben selbst zu sagen, sie habe das Collier zu kostbar gefunden, um es gerade an diesem Tage anzulegen, weil es zu sehr die Aufmerksamkeit des Königs und des Hofes erregt haben würde. Ich vertraute den Worten der Königin und es kam kein Zweifel in meine Seele, bis der unglückliche Tag, an welchem die Königin die erste Rate an die Juweliere zahlen sollte, gekommen war, und die Königin weder an mich, noch an die Juweliere irgend eine Zahlung ge-

leistet oder eine Botschaft gesendet hatte. Jetzt begann sich in mir der fürchterliche Verdacht zu regen, man möchte meine Ergebenheit und Verehrung für die Königin benutzt haben, um mich zu betrügen und zu mißbrauchen. Als ich zum ersten Male diesen schrecklichen Gedanken faßte, schwindelte mir, und ich hatte nicht die Kraft hinunter zu schauen in den Abgrund, der sich plötzlich vor mir aufthat. Ich ließ sogleich die Gräfin Lamotte zu mir kommen, und verlangte von ihr Aufklärung über dieses unerklärliche Benehmen der Königin. Sie sagte mir sie sei im Begriff gewesen, zu mir zu kommen, um mich im Auftrage der Königin zu benachrichtigen, daß andere, unvermeidliche Ausgaben die Königin zurückzahlen, die ich beim Ankauf des Colliers an Böhmer gezahlt, und daß sie statt dessen nur für jetzt die Zinsen dieses Capitals mit dreißigtausend Francs entrichten könne. Die Königin ließ mich ersuchen, mich vorläufig mit diesem Arrangement zufrieden zu geben, und ihrer Gnade und Günst gewiß zu sein. Ich vertraute noch ein Mal den Worten der Gräfin, faßte wieder Muth, und ließ der Königin vermelden, daß ich stets glücklich sein würde, mich ihren Anordnungen zu fügen und ihr unterthäniger Diener zu sein. Die Gräfin verließ mich, indem sie mir ankündigte, sie würde mir morgen das Geld bringen. — In dieser Zwischenzeit begab sich aber Etwas, das auf Einmal alle meine Zweifel, meine Beängstigungen wieder wachrief. Ich machte der Herzogin von Polignac einen Besuch, und während ich bei ihr war, überbrachte man der Herzogin ein Handbillet der Königin. Ich bat die Frau Herzogin, mir, falls das Billet keine Geheimnisse enthalte, dasselbe zu zeigen, damit ich die Handschrift der Königin sehen könne. Die Herzogin erfüllte meinen Wunsch, und —

Der Cardinal verstummte, und die tiefe, innere Erregung machte sein Angesicht erblaffen. Er neigte sein Haupt, faltete seine Hände, und seine Lippen bewegten sich in leisen Gebeten.

Der Richter sowohl wie auch die Zuhörer auf den Tribünen verharrten in tiefem Schweigen, Niemand mochte die feierliche Stille nur durch einen lauten Athemzug, durch eine Bewegung unterbrechen.

Endlich, nach einer langen Pause, da der Cardinal sein Haupt wieder emporhob, fragte der Präsident mit sanfter, bewegter Stimme: „Ew. Eminenz sahen also das Handbillet der Königin, und es war nicht dieselbe Handschrift, wie die Ihrer erhaltenen Briefe?“

„Nein, es war nicht dieselbe,“ rief der Cardinal schmerzhaft. „Nein, es war eine ganz andere Handschrift. Nur die Unterschrift hatte einige Ähnlichkeit, obwohl der Brief an die Herzogin nur unterzeichnet war: „Marie Antoinette“ ohne weiteren Zusatz. Ich eilte nach Hause, ich erwartete in fieberhafter Unge-

buld die Gräfin. Sie kam, lächelnd wie immer, und brachte mir die dreißigtausend Francs. Ich warf ihr mit glühenden, leidenschaftlichen Worten meinen Verdacht in's Angesicht. Sie schien einen Moment erschrocken, verwirrt, dann gab sie zu, es sei möglich, daß die Briefe nicht von der Hand der Königin seien, daß sie dieselben dictirt habe. Aber die Unterschriften seien von der Hand der Königin, darauf könne sie einen Eid ablegen. Ich faßte wieder etwas Muth; aber bald nachdem die Gräfin mich verlassen, kamen die Juweliere in höchster Aufregung zu mir, um mir mitzutheilen, daß sie, weiß sie von der Königin keine Abschlagszahlung erhalten, sich schriftlich mehrmals an sie gewandt, ohne Antwort von ihr zu empfangen; auch ihre Bemühungen um eine Audienz waren fehlgeschlagen, und so hatten sie sich endlich an die erste Kammerfrau der Königin, an Frau von Campan gewandt, und sie kamen eben von der Zusammenkunft mit dieser Dame her. Frau von Campan hatte ihnen gesagt, daß die Königin das Collier nicht bestimme, daß niemals eine Gräfin Lamotte-Valois eine Audienz bei der Königin gehabt habe; sie hatte den Juwelieren im höchsten Unwillen gesagt, daß man sie betrogen, sie zu den Opfern eines Betrugs gemacht habe, und daß sie sofort sich nach Trianon begeben werde, um der Königin diese fürchterliche Intrigue mitzutheilen. — Dies geschah an einem Donnerstag, am nächstfolgenden Sonntag begab ich mich nach Versailles, um das Hochamt zu celebriren, und das Uebrige wissen Sie! Ich habe nichts mehr hinzuzufügen.“

„Im Namen des Gerichtshofes sage ich Eurer Eminenz meinen Dank für die offene und klare Darlegung dieser traurigen Geschichte,“ sagte der Präsident feierlich. „Eure Eminenz bedürfen der Erholung; es steht Ihnen frei, sich jetzt zurückzuziehen, und nach der Bastille zurückzukehren.“

Der Cardinal erhob sich und verneigte sich grüßend vor dem Gerichtshof. Alle Parlamentsräthe und Richter standen auf und gaben ehrfurchtsvoll den Gruß des Kirchenfürsten zurück.*

Von den Tribünen rief eine der verschleierten Damen mit bewegter Stimme: „Gott segne den Cardinal, den edlen Märtyrer des Königthums!“

Sofort wiederholten es alle Zuhörer, und während diese Worte noch erklangen, hatte der Cardinal, gefolgt von den Offizieren, welche ihn nach der Bastille zurückführen sollten, bereits den Saal verlassen.

„Huissiers,“ rief nun der Präsident de l'Agre mit lauter Stimme, „man führe die Angeklagte, die Gräfin von Lamotte-Valois herein.“

Aller Augen richteten sich nach der Thür hin, welche die Huissiers jetzt öffneten, und durch welche die Angeklagte eintreten sollte.

* Historisch. Siehe: Mémoires de l'Abbé Georget. I.

Auf der Schwelle dieser Thüre, nach welcher die Augen aller in dem großen Gerichtssaale Anwesenden gerichtet waren, erschien jetzt eine Frau von schlanker, zierlicher Gestalt, in einer Toilette von der ausgesuchtesten Eleganz und Zierlichkeit, das Haupt geschmückt mit Federn, Blumen und Spitzen, die Wangen hochgeschminkt, und die feinen purpurrothen Lippen umspielt von einem kecken und zugleich südtischen Lächeln, welches zwei Reihen der schönsten Zähne sichtbar werden ließ. Mit diesem Lächeln auf den Lippen schritt sie leichten, anmuthigen Ganges vorwärts, die großen, blühenden schwarzen Augen mit stolzen, herausfordernden Blick bald auf den ersten Halbkreis der Richter geheset, bald sie emporhebend zu der Tribüne, deren Inhaber bei dem Eintritt der Gräfin eine Bewegung des Unwillens, ein leises Zischen nicht hatten unterdrücken können.

„Meine Herren,“ sagte sie mit klarer, volltönender Stimme, an welcher nicht das leiseste Zittern, nicht die geringste Aufregung bemerkbar war, „meine Herren, befinden wir uns hier etwa in einem Theater, wo man die Schauspieler, welche auf die Bretter treten, mit lauten Zeichen des Beifalls oder des Mißfallens empfangen darf?“

Der Präsident, auf welchen sich jetzt ihre dunklen Augen gerichtet hatten, würdigte sie keiner Antwort, sondern wandte sich mit einem bedeutungsvollen Wink an den Huissier, welcher hinter der Angeklagten stand.

Er hatte diesen Wink verstanden, und holte aus der Ecke des Saales einen hölzernen Sessel von plumber, schwerfälliger Gestalt herbei, an dessen hoher Rücklehne von unpolirtem, schmutzigem Holze zwei kurze eiserne Ketten befestigt waren.

Diesen Sessel stellte er neben der so schönen, so geputzten, so siegesgewissen Gräfin Lamotte-Valois auf, und deutete mit einer gebieterischen Handbewegung auf denselben hin.

„Setzen Sie sich,“ sagte er mit lauter, herrischer Stimme.

Sie zuckte zusammen und blickte mit einem Ausdruck der Empörung auf den dargebotenen Sessel hin. „Wie?“ rief sie. „Wer wagt es, mir den Stuhl der Verbrecher als Sitz anzubieten?“

„Setzen Sie sich,“ wiederholte der Huissier. „Der Stuhl der Angeklagten erwartet Sie, und die Ketten an demselben sind für diejenigen, welche sich nicht gutwillig auf denselben niederlassen wollen.“

Ein Schrei des Jorns entfuhr ihren Lippen, und ihre Augen hefteten sich mit einem zerschmetternden Blitz auf den verwegenen Huissier. Aber dieser schien nicht im Mindesten von dem Blitzstrahl dieser schönen Augen getroffen zu sein, sondern begegnete demselben mit kalter Ruhe.

„Wenn Sie sich nicht gutwillig setzen, Madame,“ sagte er, „so bin ich gezwungen, die Gerichtsdiener